

11 Abschluss

In der Tat scheint die Schlussfolgerung unumgänglich – repräsentative Studien stehen noch aus –, dass die deutsche Sprachgemeinschaft im Sprachgebrauch geteilt ist: Es gibt solche Gruppen, die maskuline Personenbezeichnungen in allen typischen syntaktischen und außersprachlichen Kontexten routinemäßig als geschlechtsunabhängig interpretieren, auf der anderen Seite wächst die Anzahl derjenigen (vor allem junge Leute), die dieselben maskulinen Personenbezeichnungen in einem, mehreren oder den meisten dieser Kontexte routinemäßig als geschlechtsspezifisch (nämlich männlich) interpretieren.

(Kasper 2022: 28)

Kasper scheint nach den vorangegangenen Kapiteln und insbesondere der Analyse des medialen Diskurses in seiner Feststellung der geteilten Sprachgemeinschaft erst einmal zuzustimmen zu sein. Dabei bezieht sich diese Teilung Ergebnissen dieser Arbeit zufolge vor allem auf unterschiedliche Sprachverständnisse und unterschiedliche Enregistrierungen des geschlechtsübergreifenden Maskulinums sowie insbesondere geschlechterbewusster Sprache. Zwar interpretieren Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache das geschlechtsübergreifend intendierte Maskulinum den Daten zufolge auch als geschlechtsunabhängig und normalisierten Sprachgebrauch, vor allem aber verstehen sie geschlechterbewusste Sprachformen als ideologisches, gefährliches und dennoch irrelevantes und ineffektives Verhalten einer oppressiven und elitären Minderheit. In den in dieser Arbeit untersuchten medialen Texten finden sich zudem wenige Interpretationen des Maskulinums als geschlechtsspezifisch intendierte Referenzform durch Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache – zentraler ist für sie ebenfalls die soziosymbolische Aufladung geschlechterbewusster Sprache. Diese wird als effektives und damit relevantes Werkzeug zur sprachlichen Inklusion verschiedener Geschlechter aufgefasst, das von progressiven Menschen genutzt würde. In den verschiedenen Konzeptua-

lisierungen und darin zum Ausdruck kommenden Verständnissen von Sprachen zeigen sich die zugrundeliegenden Sprachideologien. Diese »sets of beliefs« (Silverstein 1979: 193) über geschlechterbewusste Sprachformen von Befürworter*innen und Kritiker*innen, die auch in den metapragmatischen Zuschreibungen sichtbar werden, verdeutlichen letztlich die den jeweiligen Positionierungen inhärente Logik bzw. das je zugrundeliegende Wissen. Sie dienen, wie Silverstein (1979) es in seiner Definition von Sprachideologien schreibt, der Begründung der Sprachverwendung und veränderten Sprachstruktur. Für die Pro-Seite lässt sich festhalten, dass sie Sprache als Mittel zur Verbesserung der Welt in Bezug auf die Gleichstellung von Geschlechtern sieht und somit einem konstruktivistischen Blick auf Sprache anhängt: Die Abbildung geschlechtlicher Diversität führe demnach zu einem auch gedanklichen Einbezug dieser. Die Kontra-Seite negiert dagegen insbesondere dieses konstruktivistische Sprachverständnis der befürwortenden Positionierungen. Für sie ist Sprache vor allem autonom und teilweise unveränderlich und somit losgelöst von gesellschaftspolitischen Veränderungen bzw. folgt diesen nur von sich aus und nicht durch Eingriffe von außen oder top-down. Aus dieser sprachlichen Ideologie resultiert auch die deutliche Kritik bzw. der Widerstand gegen geschlechterbewusste Sprache und den daraus resultierenden bzw. bereits vollzogenen Sprachwandel.

Das Ziel der vorliegenden Arbeit war es, die Enregistrierung verschiedener Formen geschlechterbewusster Sprache sowie deren argumentative Funktionalität im deutschsprachigen, vor allem bundesdeutschen Diskurs nachzuvollziehen. Dabei ging es mir um die Beantwortung zweier Forschungsfragen:

- Wie werden bzw. sind Register im Kontext genderbewussten Sprachgebrauchs geformt, begründet und sozial zugeordnet?
- Welche Argumente und Phänomenbereiche werden in Debatten und Interviews zur genderbewussten Sprache im Diskursausschnitt des ersten Halbjahres 2021 thematisiert?

Im Folgenden sollen die Ergebnisse der Arbeit mit Blick auf die verschiedenen Aspekte der Forschungsfragen zusammengefasst, reflektiert und in einen größeren Kontext eingebunden sowie ein Ausblick auf weitere Forschungsüberlegungen gegeben werden.

11.1 Zusammenfassung der Ergebnisse

Mit Blick auf die Frage der Registerbildung und -zuordnung konnte ich für die medialen Korpora, insbesondere für das Zeitungskorpus, herausarbeiten, dass im Diskurs *erasure* und *iconization* (vgl. Irvine & Gal 2000: 37–39) vorherrschen: Als *Gendern* gilt für den untersuchten Diskursausschnitt vor allem Sprachgebrauch, der auf schriftlicher Ebene auf Sonderzeichen, insbesondere den Asterisk, und im Mündlichen auf den Glottisschlag setzt. Andere Formen, deren Differenzierung bspw. Kotthoff (2020) oder auch verschiedene Ratgeber vorschlagen, werden gelegentlich thematisiert, aber eigentlich nicht verhandelt und sind somit nicht Gegenstand des printmedialen Diskurses. Mit dieser Fokussierung und Engführung des Diskursgegenstands auf (ein) typographische(s) Son-

derzeichen geht letztlich eine ›Erfindung‹ *des* Genderns einher. Diese konstruierte ›Sondersprache‹ wird im Diskurs verhandelt und dem geschlechtsübergreifenden Maskulinum gegenübergestellt. Beide werden (und sind) – in Abhängigkeit von der jeweiligen Positionierung ihnen gegenüber – unterschiedlich indexikalisch aufgeladen. Dieser Prozess der Enregistrierung wird insbesondere in expliziten, metapragmatischen Zuschreibungen von Personen- und Verhaltenstypen zu den beiden Personenreferenzformen (geschlechterbewusster Sprachgebrauch und bzw. vs. geschlechtsübergreifendes Maskulinum) auf lexikalischer Ebene sichtbar. Das geschlechtsübergreifende Maskulinum, vor allem aber der Asterisk werden als die jeweilig diskutierten sprachlichen Aspekte eines Registers somit letztlich zwar zu Schibboleths – oder nach Agha (2007) Emblemen –, mit diesen sind aber je nach Positionierung unterschiedliche Personae verbunden. Die für den Diskurs und insbesondere die Seite der Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache zu konstatierende Normalität und Normalisierung des geschlechterübergreifenden Maskulinums wird in den untersuchten Texten auch darin deutlich, dass es wenig metapragmatische Äußerungen zu diesem gibt. Von der Pro-Seite wird es, etwas pointiert zusammengefasst, als politisch konservativ oder rechts und mit älteren Männern und defensivem Verhalten assoziiert beschrieben. Die Kontra-Seite typisiert die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums noch weniger frequent: Es wird als normales Verhalten der mit genügend Selbstbewusstsein ausgestatteten Mehrheit aufgefasst und ist somit in den Texten wenig beschreibungs- und legitimationsbedürftig. Vielmehr dient es als nicht weiter zu explizierende Vergleichsfolie, gegenüber der geschlechterbewusste Sprache typisiert und evaluiert wird. Zu dieser finden sich denn im Zeitungskorpus auch sowohl von Pro- als auch Kontra-Seite deutlich mehr Zuschreibungen. Auch diese unterscheiden sich wieder in Abhängigkeit von der Positionierung geschlechterbewusster Sprache gegenüber: Befürworter*innen schreiben die Verwendung insbesondere jungen, progressiven und um Gleichstellung bemühten Menschen zu, während Gegner*innen sie vor allem als Verhalten elitärer, universitätsnaher und anderer institutionell verankerter, linker und aus ihrer Perspektive oppressiver Minderheiten sehen. Über die verschiedenen in dieser Arbeit untersuchten Textsorten hinweg zeigen sich unterschiedliche Maße an Verfestigung dieser Indexikalitäten.

In den analysierten Talkshows, insbesondere denen des öffentlich-rechtlichen Fernsehens, ist die Indexikalität geschlechterbewusster Sprache zu einem gewissen Grad verfestigter, d.h. enregistrierter, als das für die Zeitungstexte zu konstatieren ist. Sichtbar wird dies bspw. an der geringeren Anzahl an metapragmatischen Typisierungen in den Talkshows. Vielmehr werden diese Zuschreibungen vorausgesetzt bzw. es wird darüberhinausgehend versucht, sie aufzubrechen und neu zu enregistrieren. Auch ist der Diskursgegenstand – trotz gleichbleibender Indexikalitäten – in den untersuchten Talkshows etwas weiter gefasst: Während die Moderator*innen geschlechterbewussten Sprachgebrauch mit dem Asterisk und Glottisverschlusslaut gleichsetzen, differenzieren einige der Talkshow-Gäste zwischen verschiedenen Formen geschlechterbewusster Sprache und modalisieren ihre Pro- und Kontra-Positionierungen als kontextbedingt.

Noch deutlicher als in den Talkshows wird eine bereits bestehende Indexikalität geschlechterbewusster Sprache in den von mir geführten Interviews mit trans nicht-binären Befragten und solchen mit einem Hochschulabschluss. In den Interviews finden sich weniger explizite Aushandlungen von mit bestimmten Sprachformen verbundenen

Personen- und Verhaltenstypen als in den Zeitungstexten. Vielmehr werden sie bspw. in ironischer Selbstverortung aufgegriffen (»Das sind definitiv die Linksrünen« (IP 1_akad.)) oder in Eigennamen stereotyp kondensiert (»Hans-Dieter« (IP 4_akad.) und »Hans-Peter« (IP 1_tin)). Dieses Aufgreifen legt nahe, dass die Enregistrierung so weit verfestigt ist, dass die den verschiedenen Personen- und Verhaltenstypen zugeschriebenen Sprachgebräuche affirmierend oder distanzierend wiedergegeben werden können und es sich somit für diese Befragten schon um *3rd order indexicals* im Sinne Silversteins (2003) handelt. Gleichzeitig sind die verschiedenen Formen geschlechterbewusster Sprache insbesondere für die Personen der zweiten Gruppe, die trans nicht-binären Befragten, differenziert und somit anders enregistriert als es für den medialen Diskurs festzustellen ist. Es zeigt sich im Gegensatz zu den (v.a. print-)medialen Texten insofern keine Homogenisierung der *Gendersprache*, als die Interviewten auch Beidnennungen oder Neutralisierung als geschlechterbewusste Sprache ansehen, binäre Formulierungen aber als oftmals bewusste Negation ihrer Identitäten und somit als diskriminierend auffassen.

Zuschreibungen sowie metadiskursives Wissen um Zuschreibungen der jeweils gegenläufigen Positionierungen werden sowohl anhand dieses Aufgreifens in den Interviews als auch in den medialen Daten sichtbar, insbesondere das Wissen um kritische *Stances*. Dies verdeutlicht, dass der Asterisk als Schibboleth für geschlechterbewusste Sprache im medialen Diskurs sowohl ein »radically entextualized« als auch »stereotypic emble[m]« (Agha 2007: 293–294) ist. Agha beschreibt damit den Fall differierender oder gleicher Lesarten eines Emblems: Im Falle von »radically entextualized emblems« (Agha 2007: 294) nehmen unterschiedliche Rezipierende, die eine Äußerung alle als diakritisch – d.h. rollenindizierend und -differenzierend (vgl. Agha 2007: 248) – auffassen, diese unterschiedlich wahr und liefern entsprechend differierende Antworten auf die Frage, welche Typisierung auf die Sprechenden zutrifft. Bei »stereotypic emblems« (Agha 2007: 293) dagegen reproduzieren alle Rezipierenden mit gemeinsamer Sozialisationsgeschichte das Stereotyp, mit dem sie sozialisiert sind und sind entsprechend an einer gemeinsamen emblematischen Interpretation ausgerichtet. Für geschlechterbewussten Sprachgebrauch bzw. den Asterisk zeigt sich eine Gleichzeitigkeit dieser Phänomene: Während Befürworter*innen diesen als Ausdruck progressiver Positionierung verstehen, ist er für Kritiker*innen emblematisch für totalitäres und zwangvolles Verhalten. Gleichzeitig zeigt sich in der Wiederaufnahme von stereotypen Zuschreibungen durch Befürworter*innen – bspw. in parodierenden Glossen (vgl. Kap. 8.3.5) oder in den Interviews –, dass es sich ebenfalls um ein stereotypes Emblem handelt, zu dem bestimmte Zuschreibungen verfestigt genug sind, um affirmierend oder distanzierend genutzt zu werden. Letztlich handelt es sich also um ein »stereotypic emblem«, um dessen Enregistrierung aber im medialen Diskurs dennoch mit metapragmatischen Typisierungen gerungen wird, für das also gleichzeitig der Versuch einer »authoritative entextualization« (Blommaert 1999: 9) vorliegt. Das in der Einleitung angeführte Spannungsfeld zwischen vermeintlich klarer Indexikalität geschlechterbewusster Sprache und einem offenen Interpretationsraum bleibt im Rahmen des »radically entextualized emblems« und der unterschiedlichen sozialen Registrierung sowie des Versuchs der Durchsetzung des eigenen Verständnisses also zu einem Teil bestehen und ist durch das Sichtbarwerden und Aufgreifen geteilten diskursiven Wissens im Rahmen des »stereotypic emblems«

zu einem Teil in Richtung bestehender Indexikalitäten hin aufgelöst. Die unterschiedlichen Verständnisse geschlechterbewusster Sprache zeigen sich dabei nur teilweise in den Nominationen im medialen Diskurs. Vielmehr wird durch die breite und frequente Verwendung von Bezeichnungen wie *Gendern* oder *gendergerechte Sprache* als kategorielle Oberbegriffe in den Zeitungstexten deutlich, dass es um ein andere Varianten ausblendendes Phänomen geht, das allerdings oft unterschiedlich aufgefasst und bewertet wird und für das darum gerungen wird, die eigene Interpretation, das eigene Verständnis dieses Emblems durchzusetzen und zu fixieren. Es gibt zwar auch Fälle von Nominationen, die deutlich evaluieren – bspw. *Gendergaga* vor allem in der *Bild*-Zeitung oder *Gendersprache* – oder die Verwendung von Distanzmarkern bei deontisch positiven Bezeichnungen – z. B. »sogenannt[e] gendergerecht[e] oder gendersensibl[e] Sprache« (FAZ 02.06.) –, genutzt werden aber besonders frequent eher neutrale Oberbegriffe wie z. B. *Gendern*.

Die Untersuchung der Lexik, insbesondere von Schlüsselwörtern (Kap. 8.3), verdeutlichte die Zuschreibungen von Personen- und Verhaltenstypen sowie die damit zusammenhängenden thematisierten Phänomenbereiche und ermöglichte darüber hinaus einen Einblick in neben dem Diskursgegenstand thematisierte Bereiche. Es wurde deutlich, dass es übergreifende Tendenzen gibt, die sich in allen Zeitungstexten wiederfinden: Der Fokus des Diskurses liegt auf Sprache und Sprachwandel. Für die Kontra-Seite kann eine auf lexikalischer Ebene sichtbare Identifikation mit und Inbesitznahme ›der deutschen Sprache‹ konstatiert werden, aus der sich die Ablehnung von Veränderungen ergibt. Gleichzeitig wird Geschlecht als relevanter Faktor angeführt, wenngleich insbesondere Frauen in diesem Zusammenhang thematisiert werden. Dies zeigt sich auch in der Untersuchung der nicht-minimalen Selbstreferenzen (vgl. Kap. 8.4.5.4), die nahelegt, dass insbesondere Frauen auf ihr Geschlecht verweisen, mit dem Diskursautorität zur Ablehnung geschlechterbewusster Sprache einhergeht. Der Diskurs zeichnet sich zudem durch eine Fokussierung bestimmter diskursiver Ereignisse aus, die in allen Zeitungen verhandelt werden, wie bspw. die Entscheidung des Duden-Verlags, auf seiner Website auch movierten Formen von Nomina einen eigenen Eintrag zu geben oder dem Vorstoß der Hamburger CDU unter Christoph Ploß für ein »Verbot der Gendersprache« (Bild 26.05.b) in Behörden. Auch Personalisierung ist ein Phänomen aller untersuchten medialen Debattenbeiträge. Einzelne Personen und Institutionen finden sich sowohl als Subjekte wie auch als Objekte in den Daten wieder und nehmen prototypische Positionen ein, die in den Talkshows aufgegriffen und bestätigt werden: Petra Gerster bspw. wird mehrfach interviewt, medial aufgerufen und als Vertreterin der Pro-Seite dargestellt, während insbesondere der Verein Deutsche Sprache und Nele Pollatschek wiederholt die Kontra-Seite vertreten. Thematisiert werden darüber hinaus unter anderem der Rat für deutsche Rechtschreibung, der Duden und Kathrin Kunkel-Razum als Chefredakteurin des Duden-Verlags, die diesen personifiziert und Personen, die – je nach Positionierung – zur Illustration der postulierten Relevanz oder Absurdität geschlechterbewusster Sprache angeführt werden, insbesondere Lann Hornscheidt. Vor allem an den Personen und Institutionen, die auch als Akteur*innen im Diskurs fungieren, zeigt sich im Rahmen der Personalisierung des Diskurses, dass dieser mit und durch »ideology broker« (Blommaert 1999: 9) vorangetrieben und aufrechterhalten wird, denen eine besondere Diskursautorität zugesprochen wird.

Die Enregistrierung der verschiedenen Verständnisse konnte vor allem anhand expliziter Typisierungen in metapragmatischen Äußerungen und damit auf lexikalischer Ebene herausgearbeitet werden. Mithilfe der Toposanalyse wurden im Anschluss die Verhandlung dieser enregistrierten Verständnisse untersucht und somit die thematisierten Argumente des Diskurses verdeutlicht (Kap. 8.4). Ausgehend von den Daten des Zeitungskorpus konnte diese Arbeit ein Inventar an Topoi herausarbeiten, die sich auch in den Talkshows sowie in den Interviews finden. Dabei dominieren einige Topoi mit Blick auf ihre Frequenz und Relevanz, die sich bspw. in der breiten und wiederholten Verwendung über Texte hinweg sowie ihrer Verwendung an zentralen Punkten wie z. B. Überschriften zeigt. Zudem greifen die Topoi die metapragmatischen Zuschreibungen der lexikalischen Ebene auf und reproduzieren somit die damit zusammenhängenden Positionierungen geschlechterbewusster Sprache gegenüber sowie die Indexikalitäten. Das über verschiedene Formate relativ gleichbleibende Toposinventar belegt die Polarisierung und Verhärtung im medialen Diskurs; letztlich stehen sich beinahe monolithische Blöcke gegenüber, die insbesondere in medialen Debattenformaten wenig Binnendifferenzierung ermöglichen. Lexik und Argumentationsmuster dienen denn auch nicht der Differenzierung oder Aushandlung, sondern vor allem der Systase, also dazu, In- und Outgroups zu stabilisieren und ihre je eigenen Positionierungen gegenüber dem je unterschiedlich verstandenen Emblem Gendern zu (re)produzieren und sich um deren Fixierung als dominant zu bemühen. Befürworter*innen sehen geschlechterbewusste Sprache als effektives Mittel – mit mehr oder weniger starkem epistemischem *Stancetaking* zur Wirkmacht von Sprache – auf dem Weg zur Gleichberechtigung an, das für Sichtbarkeit und Abbildung aller Nicht-Männer Sorge; ihre Verbreitung und Nutzung sei daher relevant. Damit lizensieren die Befürworter*innen das auf Ebene der Lexik über metapragmatische Typisierungen hervorgebrachte Bild der um Gleichstellung bemühten Sprachnutzer*innen argumentativ und stützen es wiederum. Auf der Seite der Kritiker*innen dagegen wird ebendieses Bild negiert: Geschlechterbewusste Sprache wird als irrelevant und ineffektiv für das Ziel der Gleichberechtigung angesehen. In Verbindung mit den Typisierungen der Befürworter*innen als totalitär stehen dann auf Ebene der Argumentationen vor allem Topoi des Zwangs und der Gefahr: Die Verbreitung und Nutzung geschlechterbewusster Sprache sei ein zwangvolles Verhalten, mit dem Gefahren für Sprache, Gesellschaft und Wissenschaft einhergingen. Topoi der Realitätsferne und Umsetzbarkeit sowie der Mehrheit bzw. Minderheit unterstützen die Typisierung der Pro-Seite als elitäre Minderheit und die daraus resultierende Positionierung kontra geschlechterbewusste Sprache durch die Kritiker*innen. Auf den Topos der Autorität greifen alle Akteur*innen im Diskurs gleichermaßen zurück, um ihre jeweiligen Positionierungen zu legitimieren und ein Verwerfen zu erschweren. *Stance*-lizensierende Autoritäten sind dabei vor allem (sprach-)wissenschaftliche Expertise, bspw. durch Rückgriff auf Studien, Gesetze und Rechtsprechung sowie verschiedene Institutionen mit Diskursautorität, unter anderem der Duden oder der Rat für deutsche Rechtschreibung. Insbesondere in Leserbriefen im Zeitungskorpus werden darüber hinaus über nicht-minimale Selbstreferenzen Kategorien aufgerufen, die Autorität im Diskurs versprechen: Bspw. schreiben sich die Leserbriefautor*innen linguistische Expertise qua Beruf zu oder lizensieren und stärken ihre Positionierungen über die Inszenierung besonderer Betroffenheit durch Verweis

auf ihr Geschlecht oder verschiedene Rollen, die sie innehaben und mit denen ebenfalls besonderer Zugang zu hohem epistemischem Status in Bezug auf geschlechterbewusste Sprache einhergeht. Die von Diewald & Steinhauer (2022: 7) für den Diskurs konstatierte Umkehrung der »Rechtfertigungspflicht«, der zufolge sich aufgrund der großen Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen inzwischen diejenigen rechtfertigen müssten, die das Maskulinum als geschlechtsübergreifend intendierte Form verwenden bzw. sich gegen diesen Sprachwandel aussprechen, scheint also für die in dieser Arbeit untersuchten – zumindest medialen – Daten nicht in diesem Ausmaß zuzutreffen. Die Pro-Seite rechtfertigt ihren Gebrauch und ihre Positionierung über das Hervorbringen und versuchte Enregistrieren indexikalischer Verbindungen bestimmter Personen- und Verhaltenstypen mit geschlechterbewusster Sprache, die z.T. in der historischen Entstehung der Formen angelegt sind, während die Kontra-Seite diese negiert. Diese Negation deontisch positiver Verbindungen wie die zwischen geschlechterbewusstem Sprachgebrauch und einem positiven Bezug auf Gleichstellung legt nahe, dass es zu einer Form von Rechtfertigung kommt, gleichzeitig aber werden von Kontra-Seite aus mehr Typisierungen vorgenommen und Argumentationsmuster verwendet, die geschlechterbewusste Sprache und die damit verbundenen Personen- und Verhaltenstypen negativ charakterisieren. Somit wird der Versuch der Enregistrierung positiver Zuschreibungen vonseiten der Befürworter*innen zu verhindern und vielmehr negative Indexikalität geschlechterbewusster Sprachformen zu verfestigen versucht. Dass diese negativen Zuschreibungen, bspw. des Zwangstopos, von Befürworter*innen aufgegriffen und explizit negiert werden, spricht dafür, dass diese auch die positive Indexikalität zu rechtfertigen suchen. Es scheint also für beide Positionierungen eine gewisse, wenn auch begrenzte Rechtfertigungspflicht zu bestehen. Für die Interviews lassen sich größtenteils ähnliche Tendenzen ausmachen, aber auch Unterschiede feststellen, insbesondere mit Blick auf die Stärke epistemischer *Stances*. Die deutliche Mehrheit der Befragten ist zwar pro geschlechterbewusste Sprache eingestellt und stützt diese Positionierung mit Topoi, die auch in den medialen Daten zu finden sind, konzidiert aber mögliche Anstrengungen bei der Verwendung. Zudem differenzieren sie zwischen verschiedenen Kontexten und Textsorten, in denen geschlechterbewusste Sprache unterschiedlich erwartbar und wünschenswert sei. Dazu greifen auch die geschlechterbewusste Sprache befürwortenden Interviewten auf Topoi der Ineffektivität oder Anstrengung zurück, stufen die Relevanz von Sprachänderungen zurück und subjektivieren ihre Positionierungen deutlich. Gleichzeitig sind – vergleichbar mit Ergebnissen der medialen Diskursanalyse – sowohl der Gebrauch als auch der (intentionale) Nicht-Gebrauch geschlechterbewusster Sprachformen für die Befragten sprachliche Verortungspraxen im Sinne Kalwas (2022) oder Positionierungen und auch die Indexikalitäten somit vergleichbar. Vor allem für die trans nicht-binären Befragten wird daneben die soziosymbolische Aufladung verschiedener Formen und die Differenzierung zwischen diesen deutlich: Während die Verwendung des Asterisks oder anderer typographischer Sonderzeichen verdeutlichte, dass die Sprecher*innen und Schreibenden die Existenz von mehr als zwei Geschlechtern anerkennen und sichtbar machen wollen, wird intentionaler Nicht-Gebrauch von den Befragten z.T. als Negation der eigenen Existenz aufgefasst. Die Emblematisierung vor allem von verschiedenen Formen geschlechterbewusster Sprache steht für Befragte dieser Gruppe also für einige Kontexte deutlich im Vordergrund.

Die bereits ausgeführte Polarisierung und Spaltung in zwei Blöcke und wie die jeweiligen Akteur*innen ihre Positionierungen begründen, wird ebenfalls an im medialen Diskurs verwendeten konzeptuellen Metaphern deutlich. Zudem illustrieren diese besonders deutlich die unterschiedlichen Sprachverständnisse und somit Sprachideologien, die den jeweiligen enregistrierten Verständnissen zugrunde liegen. Deutlich wird durch wechselseitige Stützung und Verstärkung auch die Verschränkung der verschiedenen Ebenen von Lexik, Topoi und konzeptueller Metaphorik für die Formung, Begründung und Zuordnung der enregistrierten Embleme. Der Blick auf Enregistrierungsprozesse mithilfe diskursanalytischer Methodik und Analysen auf diesen verschiedenen Ebenen sowie ihrer Verbindungen erscheint mir daher methodisch fruchtbar.

Während in den Talkshows und Interviews weniger Metaphern verwendet werden, konnten in der Analyse des printmedialen Diskurses drei Bereiche herausgearbeitet werden, für die die Metaphorik grundlegend war: zur Konzeptualisierung der Debatte, zur Konzeptualisierung von Sprache und geschlechterbewusster Sprache selbst und zur Konzeptualisierung ihrer Verbreitung. Insbesondere in der metaphorischen Konzeptualisierung der Debatte wird in den analysierten Zeitungstexten die Polarisierung sichtbar: Deutlich dominant für diese Kategorie ist die metaphorische Gleichsetzung der Debatte mit Krieg in der Metapher *STREIT IST KRIEG*. Sie ermöglicht den am Diskurs Beteiligten nicht nur die Beschreibung der Debatte als polarisiert, sondern legitimiert emotionale Reaktionen, den Rückzug auf und das Vertreten der eigenen Position. Insbesondere Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache verwenden die Metapher, die wiederum die Typisierung der Pro-Seite als totalitär und Zwang ausübend sowie machtvolle Elite, die in der Lage sei, ihren Willen, d.h. die Verbreitung geschlechterbewusster Sprache auch gegen den Willen der Mehrheit durchzusetzen, aufgreift und stützt. Damit legitimiert sie Abwehrreaktionen und -diskurse. Ebenfalls vor allem von der Kontra-Seite aus wird die zunehmende Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen metaphorisch konzeptualisiert. Auch diese Verständnisse lizensieren wiederum Abwehrdiskurse, da die Verbreitung z.B. als Naturkatastrophe oder als Reinigung und somit als künstlicher Eingriff von außen dargestellt wird. Die Befürworter*innen geschlechterbewussten Sprachgebrauchs greifen zur Konzeptualisierung des Sprachwandels hin zur vermehrten Verwendung verschiedener Formen vor allem auf die metaphorische Gleichsetzung von sprachlicher Veränderung als Zurücklegen eines Weges zurück. Auch in den Interviews ist vor allem diese Metapher dominant. Aber auch Gegner*innen nutzen die Metapher, um die Verwendung als Rückschritt oder Weg, der in die falsche Richtung und nicht zum Ziel der Gleichberechtigung führe, darzustellen.

Als argumentationslegitimierend und -stützend zeigen sich vor allem Metaphern, mit denen (geschlechterbewusste) Sprache selbst konzeptualisiert wird. Der Großteil der verwendeten Metaphern lässt sich dabei unter der abstrakten konzeptuellen Metaphorik *SPRACHE IST OBJEKT* verorten. Mit diesem »artificial« view of language« (Blommert 2006: 512) wird Sprache als Objekt (be)greifbar gemacht. Die tatsächliche Realisierung, d.h. das spezifizierte Objekt unterscheidet sich je nach Positionierung und steht in Verbindung mit dem jeweiligen Verständnis der Sprachform, deren Indexikalitäten und den Argumentationsmustern. Kritiker*innen nutzen insbesondere die Organismusmetaphorik, mit der Sprache entweder als Pflanze oder als (weiblicher)

Körper imaginiert wird. Damit bringen sie ein Verständnis von Sprache als autonom und eigenständig hervor, deren Veränderung – als Wachstum beschrieben – nicht von außen beeinträchtigt oder gesteuert werden darf, sondern geschützt werden muss. Ähnlichen Argumentationsmustern der Schutzbedürftigkeit und Gefährdung folgt die metaphorische Gleichsetzung der (deutschen) Sprache mit einem Bauwerk, womit Unveränderlichkeit und Stabilität, aber eben auch Gefahr für Grundpfeiler und Fundament von Identität und sprachlicher Heimat aufgerufen werden. Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache dagegen nutzen eher konzeptuelle Metaphern, in denen Sprache als Instrument, Spiegel, Bild oder Raum verstanden wird. Sie ist damit Mittel zur Veränderung oder Raum, in dem verschiedene Menschen dank Veränderungen und Erweiterungen Platz finden können sowie (spiegelbildliches) Abbild bestehender gesellschaftlicher und geschlechtlicher Diversität. Mithilfe dieser Metaphern werden Sprachwandel bzw. die Verwendung geschlechterbewusster Sprachformen als positiv oder sogar als zwangsläufige Notwendigkeit dargestellt. Auf sprachideologischer Ebene lassen sich diese Metaphern sowie die Topoi der Sichtbarkeit und Abbildung mit Blommaerts (2006: 516) »referential ideology« beschreiben: dem Glauben, »that accurate denotation is the primary function of language«. Auch Felders (2022: 197) Wortobjektivismus, also die Idee, dass Wörter genau *eine* Bedeutung haben und *eine* bestimmte Assoziation bzw. Wirkung bei den sie Rezipierenden auslösen, lässt sich diesen Positionierungen zuordnen. Veränderte Geschlechterverständnisse müssten demnach auch in der Sprache abgebildet werden, wofür Sonderzeichen als effektives Mittel genutzt werden sollten. Der Vergleich der verschiedenen Textsorten, die in dieser Arbeit untersucht wurden, zeigt dabei verschiedene Grade an epistemischer Stärke in Bezug auf den zugrundeliegenden Sprachrelativismus: In einigen Interviews und in Zeitungstexten wird zum Teil ein starker Konstruktivismus vertreten, während vor allem in den Talkshows, aber auch in einigen anderen Interviews die Relevanz von Sprache und ihr Einfluss zur Veränderung der Wirklichkeit modalisiert und abgeschwächt werden. In diesen finden sich zudem – möglicherweise aufgrund der Dialogizität der Formate – mehr explizite Konzession an anders Positionierte, die in den Zeitungstexten sehr wenig vorkommen. Die Unterschiede zwischen den verschiedenen analysierten Textsorten sind mit Blick auf ablehnende Positionierungen und die Stärke des epistemischen *Stance* dabei nicht so groß wie bei befürwortenden: Kontra Positionierungen sind über die Textsorten hinweg tendenziell epistemisch stark.

Das für die unterschiedlichen in dieser Arbeit untersuchten Texten herausgearbeitete Inventar an Argumentationsmustern zeigt nicht nur im Vergleich dieser untereinander Ähnlichkeiten, sondern auch im Vergleich mit Analysen anderer Diskurse sowie aus anderen Zeiten und/oder mit Bezug auf andere Sprachen, die in Kap. 6 beschrieben wurden. Diese sollen im Folgenden kurz ausgeführt und im Anschluss eine Erklärung dieses Phänomens versucht werden. Da sich viele vorherige Untersuchungen auf ablehnenden Positionierungen fokussiert haben, stehen diese auch im folgenden Unterkapitel im Vordergrund.

11.2 Anders und doch gleich – Vergleich der Argumentationsmuster mit Diskursen um geschlechterbewussten Sprachgebrauch in anderen Sprach- und Zeiträumen und mit anderen metasprachlichen Debatten

Beim Vergleich der herausgearbeiteten Argumentationsmuster mit den im Forschungsstand angeführten bisherigen Untersuchungen zum Diskurs in verschiedenen Sprachen und zu verschiedenen Zeiten zeigen sich deutliche Überschneidungen; es scheinen auch im Diskursausschnitt des ersten Halbjahres 2021, mit Lobin (2021: 66) gesprochen, »immer wieder aufs Neue alte Positionen in [die] Diskussion eingebracht« zu werden und die Debatte somit zu stagnieren (vgl. auch Acke 2023: 48). Vergoossen et al. (2020: 334) halten mit Blick auf die schwedische Debatte um das Pronomen *hen* eine Beobachtung fest, die sich auch für den untersuchten deutschsprachigen Diskurs bestätigen lässt: »despite the differences in context and intentions of the gender-fair linguistic reforms, the contents of criticisms largely remain the same«. Argumente, die Blaubeergs (1980) und darauf aufbauend Parks & Robertson (1998) für das Englische herausarbeiten konnten und die auch zu späteren Zeitpunkten und in anderen Sprachen (z.B. von Vergoossen et al. 2020 für Schwedisch oder Formanowicz & Sczesny 2016 in Bezug auf Polnisch) gezeigt werden konnten, finden sich auch in den in dieser Arbeit analysierten Daten. Auch für die deutschsprachige Debatte bspw. von Mairhofer & Posch (2017) oder Spieß & Reisigl (2017b) in früheren Studien herausgearbeitete Argumentationsmuster gegen geschlechterbewussten Sprachgebrauch zeigen sich erneut in meinen Daten: Es wird über Sprachverfall geklagt, postuliert, dass der vorgeschlagene Sprachgebrauch unverständlich sei und vom Inhalt ablenke, seine Durchsetzung autoritär und undemokratisch sei und gegen den Mehrheitswillen durchgesetzt werde (vgl. für diese Argumente Mairhofer & Posch 2017). Zudem werden Änderungen im Sprachgebrauch als irrelevant und ineffektiv beschrieben und das Maskulinum als Standardgenus sprachgeschichtlich hergeleitet (vgl. Spieß & Reisigl 2017b). Wenngleich die Frequenzen und damit einhergehenden Dominanzen sich zuweilen leicht von vorherigen Studien unterscheiden, sind diese Topoi doch auch alle in den in dieser Arbeit untersuchten Texten vorhanden. Auch die von Spieß & Reisigl (2017b: 20) beschriebene Naturalisierung von Sprache, aus der die Ablehnung resultiert, zeigt sich deutlich in den Kontra-Belegen und der darin verwendeten Organismus-Metaphorik. Dass diese zudem als weitverbreitet für Diskurse um geschlechterbewusste Sprache in verschiedenen Sprachen gelten kann, zeigt unter anderem der Vergleich mit dem Diskurs im Französischen (vgl. Coady 2024). Auch für andere metasprachliche Diskurse lassen sich darüber hinaus deutliche Übereinstimmungen in den Argumentationen herausarbeiten: Die Verschränkung des Diskurses um geschlechterbewusste Sprache mit dem um die Rechtschreibreform zeigt sich nicht nur auf lexikalischer Ebene durch explizite Vergleiche und Verweise, sondern auch die verwendeten Topoi und weitere Argumentationsstrategien ähneln sich. Stenschke (2005) stellt für den Diskurs um die Rechtschreibreform bspw. starke Personalisierung und Emotionalisierung sowie einen deutlichen Einfluss der Medien fest – alles Beobachtungen, die sich auch in der vorliegenden Analyse wiederfinden. Auch die Ergebnisse von Spitzmüllers (2005) Analyse des Anglizismendiskurses ähneln vor allem mit Blick auf Topoi und Metaphern sehr denen der hier vorliegenden Untersuchung.

Während sich also die sprachlichen Veränderungen bzw. Veränderungsvorschläge in den letzten 50 Jahren feministischer Sprachkritik verändert haben und auch intersprachlich unterschieden und unterscheiden, scheinen viele Argumentationsmuster – besonders zur Ablehnung, aber auch zur Befürwortung dieses Sprachwandels – nur wenig verändert. Diese Beobachtung legt die These nah, dass sich Kritik und Ablehnung, aber auch Befürwortung nicht so sehr auf die konkrete Änderung auf der sprachlichen – genauer: orthographischen, z.T. lexikalischen oder phonologischen – Ebene beziehen, sondern es vielmehr um Sprachwandel, zugrundeliegende Sprachverständnisse sowie die mit den verschiedenen Sprachformen verbundenen Indexikalitäten geht; mithin um die Frage, welche Personen- und Verhaltenstypen welchem Sprachgebrauch zugeschrieben und somit – auch ungewollt – durch die Nutzung hervorgebracht werden können (vgl. auch Spitzmüller 2019: 23). Insbesondere für die mediale Debatte aber auch in den Interviews sichtbar sind dabei die divergierenden und von Pro- und Kontra-Seite gegeneinandergestellten Vorstellungen davon, was geschlechterbewusste Sprache eigentlich ist – nicht so sehr in Hinblick auf die Frage, welche Sprachform damit am ehesten bezeichnet werden kann (für die mediale Debatte ist dies in der Regel der Asterisk), sondern vielmehr in Hinblick auf die damit verbundenen Personen- und Verhaltenstypen. Gendern und der Gebrauch der damit verbundenen Sprachformen sind somit zu einem Emblem für je verschiedene Positionierungen ihm gegenüber und Personen- sowie Verhaltenstypen geworden. Insbesondere im Prozess der ›Erfindung‹ (vgl. Kap. 8.2), d.h. durch die Konstruktion und Verortung der verhandelten ›Sondersprache‹ Gendern durch Pro- und Kontra-Seite, scheint sie auch zu einem Phantasma, wie Butler (2024) *Gender* im Buch »Who's afraid of gender« benennt, geworden zu sein. Es handelt sich, Butler zufolge, bei *Gender* nicht um einen leeren (vgl. zur Diskussion darüber Henninger & Birsl 2020: 13), sondern vielmehr um einen überdeterminierten und letztlich irreführenden Signifikanten. Über diesen Signifikanten bzw. dieses Phantasma *Gender(n)* wird allerdings nicht kritisch, im Sinne von konstruktiv, basierend auf geteiltem Wissen und bspw. Lektüren, diskutiert. Grund dafür sei unter anderem eine Rhetorik der Angst (vgl. auch Schutzbach 2018: 54–56), die sich auch in der breiten Verwendung des Gefahrentopos durch die Kritiker*innen in den in dieser Arbeit untersuchten Daten zeigt:

As a fearsome and destructive phantasm, gender is difficult to discuss. When people are for and against it, the question of what it actually is, or what meanings it should carry, are generally put to the side. (Butler 2024: 28)

Das Phantasma *Gender*, von dem Butler spricht, zeigt sich in gewisser Weise auch in Bezug auf die homogenisierten, ›erfundene‹, d.h. konstruierten ›Sondersprachen‹ bzw. Verständnisse von geschlechterbewusster Sprache sowohl von Pro- als auch von Kontra-Seite. Die mit den jeweiligen Phantasmen bzw. Sprachgebräuchen verbundenen Indexikalitäten sind teilweise bedingt durch die konzeptuellen Metaphern, mit denen über Sprache und Sprachwandel gesprochen wird. Gleichzeitig lizenzieren sie Argumentationsmuster im Phänomenbereich, die wiederum die ›Phantasmen‹ bzw. Konstruktionen der ›Sondersprachen‹ stärken. Dies führt dazu, dass sich der Diskurs um *Gender*, so Butler, – und um genderbewusste Sprache, wie ich hinzufügen würde – nicht in einer öffentlichen Debatte zu bewegen scheint, »precisely because there is no text in the

room, no agreement on terms, and fear and hatred have flooded the landscape where critical thought should be thriving« (Butler 2024: 10). Vielmehr (re)produzieren Befürworter*innen und Kritiker*innen in öffentlichen medialen Debatten sich wiederholende und polare Konstrukte geschlechterbewusster Sprache, legitimieren diese mit sich wiederholenden Topoi und delegitimieren die der Gegenseite mit sich ebenfalls wiederholenden Topoi. Gleichzeitig sind sie darum bemüht, ihre eigene Perspektive und Deutung zur Dominanz auf diesem »indexical field« (Eckert 2008) der verschieden verstandenen Embleme zu bringen.

Dass dabei die mediale Inszenierung der Polarisierung und des Konflikts um geschlechterbewusste Sprache – sichtbar bspw. in den Talkshows, den Überschriften von Artikeln oder der verwendeten Kriegsmetaphorik – zur Konstruktion des Phantasmas und der jeweils verhandelten ›Sondersprachen‹ beiträgt, lässt sich insbesondere mit Blick auf die Unterschiede, die zwischen der Analyse des medialen Diskurses und den Äußerungen in den Interviews deutlich werden, aber auch in Hinblick auf Gemeinsamkeiten und die explizit betonte Wahrnehmung des Mediendiskurses in den Interviews festhalten.¹ Schutzbach (2018: 12) stellt mit Bezug auf erstarkende rechtspopulistische Bewegungen fest, dass Medien ein Interesse an der damit einhergehenden »Errichtung einer permanenten, oft stark personalisierten Konfliktstruktur im politischen Feld« haben, die ihnen »fortwährend Stoff für die Berichterstattung und [...] nicht zuletzt Auflage, Klicks und Einschaltquoten« liefert (vgl. auch McSwiney & Sengul 2024: 319 oder Spieß 2012: 77). Diese Beobachtung scheint auch mit Blick auf den Diskurs um geschlechterbewusste Sprache zutreffend zu sein (vgl. auch Lobin 2021: 49–50 zur Rolle von Medien, insbesondere von Tageszeitungen beim Anfachen von Relevanz für das Thema). Die insbesondere für den medialen Diskurs zu konstatierende Polarisierung ist demnach eben auch vor allem Folge des medialen Diskurses:

Ein soziales Schisma ist vor allem dort zu finden, wo politische Unternehmer, Massenmedien und Parteien Konfliktthemen besonders stark bespielen und akzentuieren – ›Lager‹ mit konsistenten politischen Glaubenssystemen werden politisch und medial hergestellt. Dann wäre die Politisierung bestimmter gesellschaftlicher Fragen kein Reflex einer vorhandenen und vorpolitischen Polarisierung, sondern erst die Politisierung und Aufladung von Konflikten führte zu Polarisierungen. (Mau 2022: 17–18)

Medien nehmen als »sekundäre Sozialisationsagenten« starken Einfluss und »übermitteln Vorstellungen von der Welt« (Thiele 2016: 23) – und von Sprache und Sprachverständnissen, wie ich hinzufügen würde. Zudem tragen sie deutlich zur Personalisierung und Emotionalisierung bei, indem sie bestimmte Position(ierung)en (wiederholt) zu Wort kommen lassen und andere ausblenden. Dass die in den Medien sichtbaren Typisierungen Einfluss auf die Diskursakteur*innen haben, zeigt sich konkret an zwei

1 Zur Relevanz von Medien für die Etablierung von Ethnolekten s. insbesondere Androutsopoulos (2007). Seine These mit Bezug auf Ethnolekte lässt sich auch für den hier untersuchten Phänomenbereich geschlechterbewusste Sprache bestätigen: »Ihre gesellschaftliche Wahrnehmung wird [...] von den ihnen gewidmeten Mediendiskursen mit geprägt; ihre allmähliche Etablierung im metasprachlichen Wissen der deutschen Sprachgemeinschaft ist ohne Mediendiskurse gar nicht möglich.« (Androutsopoulos 2007: 116).

Beobachtungen: Einerseits im scheinbar feststehenden Toposinventar, auf das immer wieder zurückgegriffen wird; andererseits aber eben auch in der Tatsache, dass die Indexikalität geschlechterbewusster Sprache, um die in den Zeitungstexten in meta-pragmatischen Äußerungen explizit gerungen wird, in den Talkshows und Interviews schon verfestigt scheint und aufgegriffen wird. Der mediale Diskurs trägt also zu bestimmten Verständnissen und Konstruktionen von geschlechterbewusster Sprache bei, die sich auch in nicht-mediatisierten Daten zeigen. Die von Stenschke (2005: 289) für die Öffentlichkeit konstatierte Übernahme der von Medien wirkungsvoll und überzeugend vermittelten Meinungen, Typisierungen und Verhaltensweisen zeigen sich somit bis zu einem gewissen Grad auch in meinen Daten (vgl. auch Beck 2024: 114).

Mit dem besonderen Fokus auf diese medialen Diskurse, die auf Polarisierung und Inszenierung eines ›Kampfes‹ um geschlechterbewusste Sprache setzen, ging und geht für mich und die Arbeit ein epistemologisches Problem einher: Im Schreiben von pro und kontra, im Sprechen von Befürworter*innen und Kritiker*innen (re)produziere ich Bilder einer binären Positionierung geschlechterbewusster Sprache gegenüber und von zwei diametralen Registern, die meistens unter dem Namen *Gendern* firmieren. Wenngleich sich diese binäre Positionierung für die mediale Analyse mit Bezug auf den Diskurs um geschlechterbewusste Sprache in vielen Teilen bestätigt hat, laufe ich damit dennoch Gefahr, nur diese Möglichkeit zu zeigen – dabei belegen insbesondere Aussagen in den Interviews das Vorhandensein von Differenzierungen und Abwägungen in den Graustufen zwischen pro und kontra und Konzessionen an andere Positionen.² Diese Untersuchung und Linguistik als wissenschaftliche Disziplin ist selbst Teil des Diskurses um geschlechterbewussten Sprachgebrauch und verbleibt in der Sprache, die gleichzeitig analysiert wird (vgl. Spieß 2011b: 8–9). Dennoch kann sie eine (selbst)reflexive Position schaffen, indem sie den Diskurs selbst, als Metadiskurs, fokussiert (vgl. Spitzmüller 2005: 325). Damit kann sie beispielsweise sowohl deutlich polarisierende und polarisierte Positionierungen mit den diese explizierenden Argumentationsmustern sowie zugrundeliegenden Sprachideologien aufzeigen wie auch Interviews führen und analysieren, die aufgrund der darin aufscheinenden verschiedenen Perspektiven eine klare Zuordnung verkomplizieren. Der Zugriff auf die und die Verschränkung der verschiedenen Textsorten erwies sich dabei für diese Arbeit als besonders fruchtbar, um jeweilige Besonderheiten – bspw. das Interesse der Medien an Polarisierung und vermeintlichem Neuigkeitswert, um gekauft und gelesen zu werden – zu berücksichtigen und den Diskurs auf verschiedenen Ebenen zu untersuchen und dabei jeweilige Wechselwirkungen aufzuzeigen. Die Betrachtung der verschiedenen herausgearbeiteten Perspektiven, ihrer Entstehung und Wechselwirkungen erscheint mir im Sinne von Felders (2009, 2013) Konzept der Multiperspektivität als notwendiger Schritt in der Analyse des Diskurses um geschlechterbewusste Sprache.

Mit dieser Arbeit ging es mir darum, zu untersuchen, welche Bedeutungen und soziosymbolische Indexikalität geschlechterbewusster Sprachgebrauch in der Debatte eigentlich hat. Es zeigt sich, dass diese für Pro- und Kontra-Seite deutlich divergieren und

2 Vgl. zu diesem Dilemma auch Schutzbach (2018: 16) oder allgemeiner zur fehlgehenden Interpretation der Gesellschaft als grundsätzlich polarisiert Mau (2022).

dabei gegeneinandergestellt werden. Anders als im angeführten Butler-Zitat (»the question [...] what meanings it should carry, are generally put to the side« (Butler 2024: 28)) aber wird in den untersuchten printmedialen Texten über explizite metapragmatische Äußerungen vielfach versucht, zu fixieren, was die ›Sondersprache‹ Gendern für Bedeutungen tragen sollte, d.h. welche indexikalischen Verbindungen sie aufweist, wenngleich auch diese Debatten wenig Debattencharakter im Sinne eines Zielens auf konsensuelle und konstruktive Lösungsaushandlungen aufweisen. Die Diskursbeteiligten bemühen sich vielmehr über verschiedene sprachliche Mittel – z.B. dem Topos der Autorität (Kap. 8.4.5), Ridikülisierung und Abwertung auf lexikalischer Ebene (Kap. 8.3.5) oder Anmaßungsvokabular (Kap. 8.4.10.2) – die je andere Positionierung zu de- und ihre eigene zu legitimieren. Gleichzeitig war diese Arbeit der Versuch, die zugrundeliegenden Erklärungsmuster für die Bedeutungskonstitution herauszuarbeiten. Insbesondere mit Blick auf die konzeptuelle Metaphorik, aber auch in der Toposanalyse wird deutlich, dass das zugrundeliegende Sprachverständnis deutlich voneinander abweicht. Basierend auf den jeweiligen Sprachverständnissen und enregistrierten Personen- und Verhaltenstypen sind die Positionierungen und Argumentationsmuster in sich dabei oftmals kohärent.

11.3 Ausblick

Weitergehende Untersuchungen könnten sich vor allem mit anderen Formaten und deren Aufgreifen des Diskurses sowie metadiskursiven Wissens beschäftigen. Spitzmüller (2023) zeigt exemplarisch, wie die Debatte aus einer Talkshow aufgenommen und aufgrund bestehender Indexikalitäten auf Twitter weiter- sowie enggeführt wird. Als spannendes Untersuchungsfeld erscheinen mir in dieser Hinsicht auch Parodien (vor allem der Kontra-Seite), wie sie z.B. in Videoformaten von PinkStinks (vgl. 2021) oder Carolin Kebekus' (2021) Song »Alles wird sich gendern (Glottisschlag)« sichtbar werden. Mit Blick auf diese scheinen auch multimediale Analysen produktiv, die weitere Ressourcen aufzeigen, mit denen die Indexikalitäten von geschlechterbewusster Sprache und/oder geschlechtsübergreifendem Maskulinum eingeschrieben und reproduziert werden. Neben dieser Erweiterung ist auch der Blick auf andere printmediale Formate, bspw. Verhandlungen des Themas in Lokalzeitungen interessant. Auch die Frage nach der Nutzung geschlechterbewusster Sprachformen in der Unternehmenskommunikation, der Entstehung und Begründung der jeweiligen Praxis, verschiedenen Reaktionen darauf und multimodale Analysen unternehmerischer Texte (interne und externe Kommunikation, Werbung, Stellenanzeigen etc.) liegt, auch mit Blick auf Petterssons (2011) Ergebnisse der verschiedenen Sprachformen und ihres Einsatzes zur Nähe- und Distanzherstellung, nahe. Zudem sind diachrone Perspektiven und die fortlaufende Beobachtung der Indexikalität verschiedener Formen aufgrund der Dynamik des Sprachwandels nötig, da diese Arbeit, mit Agha (2007: 170) gesprochen, nur einen Schnappschuss der Indexikalität geschlechterbewusster Sprachformen im Diskursausschnitt des ersten Halbjahres 2021 aufgenommen hat. Sie konnte nachvollziehen, auf welche Weise geschlechterbewusste Sprache im deutschsprachigen Diskurs dieses Zeitraums enregistriert wird und ist und damit die Lücke der systematischen Untersuchung ebenjener soziosymbolo-

lischen Aufladung und Polarisierung (vgl. Kasper 2022: 28) schließen. Insbesondere für die printmedialen Daten zeigt sich, dass über explizit typisierende Aussagen sowie Argumentationstopoi um Enregistrierungen gerungen wird und sich unterschiedliche sozio-symbolische Aufladungen von Gendern – das medial mit dem Asterisk und Glottisschlag gleichgesetzt wird – finden. Diese stehen in enger Verbindung zu zugrundeliegenden Konzeptualisierungen von Sprache und sind vergleichbar mit Mustern, die sich in anderen metasprachlichen Debatten sowie anderen Untersuchungen zu geschlechterbewusster Sprache bereits gezeigt haben. Der Einfluss dieses medialen diskursiven Kampfes auf Verständnisse geschlechterbewussten Sprachgebrauchs wiederum konnte anhand der untersuchten Talkshows, insbesondere aber in den Interviews herausgearbeitet werden: Die in medialen Texten verhandelten Indexikalitäten sind für die Befragten eher selbstverständlich und lizenzieren ihre Positionierungen zu verschiedenen Formen. Die Rolle metasprachlicher Diskurse in Medien und ihr Einfluss auf soziosymbolische Aufladungen von Sprachformen und die Entstehung von Emblemen und dem Kampf darum ist also ebenso deutlich geworden wie die Verbreitung von Toposinventaren und deren Nutzung in Argumentationen sowohl von Pro- als auch von Kontra-Seite. Zugleich kann die Polarisierung des Diskurses durch die linguistische Herausarbeitung unterschiedlicher Verständnisse und verwendeter sprachlicher Mittel nachvollzogen werden. Basierend auf den zugrunde gelegten Verständnissen von Sprach(ohn)macht und dem Einfluss der Sprachgemeinschaft auf Sprache sind die jeweiligen Positionierungen in sich schlüssig und einander zwangsläufig gegenübergestellt. Die Interviews zeigen aber zugleich – zumindest teilweise –, dass diese Gegenüberstellung und Aushandlung verschiedener Verständnisse nicht notwendigerweise polarisiert stattfinden muss, sondern auch mit Konzessionen, Modalisierungen und Offenheit einhergehen und die Debatte somit durchaus verlangsamt werden kann.